

Aus den Lebenserinnerungen des bündnerischen Turnvaters Karl Völker (1796- 1884)

Autor(en): **Pieth, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische
Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): - **(1933)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-396727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Aus den Lebenserinnerungen des bündnerischen Turnvaters Karl Völker (1796—1884).

Von Prof. Dr. F. Pieth, Chur.

Die St. Galler Stadtbibliothek (Vadiana) bewahrt einen stattlichen Oktavhandschriftband auf, der die eigenhändig niedergeschriebenen Lebenserinnerungen Karl Völkers enthält, die teilweise wenigstens auch bündnerische Leser interessieren dürften. Denn eine bedeutsame Episode des Autobiographen spielte sich in Graubünden ab.

Karl Völker wurde 1796 als Sohn des Schloßverwalters auf der berühmten Wartburg bei Eisenach geboren. Seine Jugend fiel in die Zeit der Franzosenherrschaft in Deutschland und der deutschen Befreiungskriege. Als Gymnasiast hat er als Freiwilliger an diesen teilgenommen. Enttäuscht durch die politische Neuordnung Deutschlands 1814/15 schloß sich Völker mit ganzem Herzen der deutschen Burschenschaft an und nahm u. a. lebhaften Anteil an der Wartburgfeier. Das und seine Bekanntschaft mit Sand, dem Mörder Kotzebues, machte ihn den reaktionären deutschen Regierungen politisch verdächtig. Er wurde ein Opfer jener berüchtigten Demagogenverfolgungen. Während seiner Tätigkeit als Turnlehrer an der Universität Tübingen verlangte die von der deutschen Ministerkonferenz in Karlsbad eingesetzte Mainzer Untersuchungskommission seine Auslieferung. Von den württembergischen Regierungsorganen begünstigt, entkam er in die

Schweiz. Da wurde er 1820 auf Empfehlung des bedeutenden und kurz vorher von der Kantonsschule in Chur nach Zürich übersiedelten Philologen Kaspar Orelli als Turnlehrer an die evangelische Kantonsschule in Chur berufen, wo er als Schüler des Turnvaters Jahn das Turnen einführen sollte. Obwohl er sich in Graubünden der politischen Propaganda enthielt, verfolgten ihn die unter metternichischem Einfluß stehenden Regierungen mit andern „Demagogen“ bis nach Graubünden und verlangten 1824 in drohenden Noten seine Auslieferung. Da Völker in Graubünden viele Freunde hatte, gelang es ihm, zu entfliehen. Er begab sich nach England, wo er jahrelang als Privatlehrer tätig war. Dann kehrte er wieder in die Schweiz zurück und lebte von 1839 an fast ununterbrochen im Kanton St. Gallen, an den öffentlichen Angelegenheiten den lebhaftesten Anteil nehmend. Er gründete in Heerbrugg im st. gallischen Rheintal ein Erziehungsinstitut vornehmlich für junge Engländer und erwarb das Bürgerrecht von Altstätten. Seine spätern Jahre verbrachte er im toggenburgischen Kappel, wo er am 2. Oktober 1884 im Alter von 88 Jahren gestorben ist. Im Jahre 1879 fing er an, seine Erinnerungen niederzuschreiben, die dann zirka 40 Jahre nach seinem Tode von der in Teufen lebenden Pflgetochter Völkers der St. Galler Stadtbibliothek übergeben worden sind.

Aus den Aufzeichnungen lernen wir Völker als einen unentwegten, fast schwärmerischen Vorkämpfer für die Verwirklichung der demokratischen Ideen und für die Sicherung freier Volksbildung, als einen für Freiheit und Menschenrecht unermüdlich tätigen Mann kennen.

Wir veröffentlichen auf den folgenden Seiten die Aufzeichnungen Völkers über seine Ankunft in der Schweiz und seinen Aufenthalt in Graubünden.

In der Schweiz glaubte ich zwei liebe Bekannte und Freunde zu treffen, Hagenauer in Aarau, mit dem ich, wie schon erwähnt, in Bonn in sehr freundschaftliche Verhältnisse getreten war, und (G. W.) Röder, mit dem ich in Jena studierte, der dort Mitglied des Ausschusses der Burschenschaft war und sich jetzt als Hauslehrer beim Grafen Benzel Sternau zu Mariahalden am Zürichsee befand. Zuerst wendete ich meine Schritte nach Aarau, um Hagenauer aufzusuchen. Da traf ich zufällig in dem Gasthof, in welchem

ich zukehrte, Karl Follen und Wilhelm Snell, die am gleichen Tag als deutsche Flüchtlinge in Aarau angelangt waren. Mit Wilhelm Snell wurde ich bald ebenso vertraut wie mit Follen. Er war zwar sieben Jahre älter als ich, aber noch so voll jugendlichen Feuers wie Follen. Snell, der in Gießen studiert hatte, war als Untersuchungsrichter beim nassauischen Kriminalgericht in Dillenburg angestellt gewesen, war aber dort wegen einer sehr freimütig gehaltenen Schrift über das Domänenwesen auf Betrieb des reaktionären Regierungspräsidenten Ibel seiner Stelle entsetzt worden.

Da ich Hagenauer in Aarau nicht antraf, beschlossen wir, G. W. Röder am Zürichsee aufzusuchen, der Snell von Nassau her ebenfalls kannte. Röder, von Kaub am Rhein gebürtig, war 1815 als Freiwilliger mit dem nassauischen Militär gegen Napoleon nach Belgien gezogen und hatte sich in der Schlacht von Waterloo eine Verdienstmedaille dadurch erworben, daß, als sein Regiment schon anfang, dem Feuer und den Angriffen der Feinde zu weichen und sich zur Flucht zu wenden, er den Fahnenträger um den Leib faßte, ihn umdrehte und dem Feind entgegentrieb. Die Soldaten, die ihre Fahne nicht im Stich lassen wollten und von den Offizieren angefeuert wurden, faßten wieder Mut und schlossen den Tag noch als Sieger. Röder war dadurch im ganzen nassauischen Ländchen eine Zelebrität geworden und dadurch auch dem Snell bekannt. Meinen Koffer, den ich von Tübingen aus nach Aarau adressiert hatte, fand ich wohlbehalten auf der Post. Wir drei beschlossen nun, Zürich zuzusteuern und den Röder aufzusuchen, der, weil er schon zwei Jahre in der Schweiz lebte, uns mit Rat und Tat beistehen könnte. In Zürich mit der Post angelangt, säumten wir nicht lange, den Weg nach Mariahalden unter die Füße zu nehmen. Röder nahm uns sehr freundschaftlich auf und stellte uns als vertriebene deutsche Patrioten dem Grafen und seiner Gemahlin vor, und beide, besonders aber die patriotische Gräfin, offerierten uns sofort ihr Haus als einstweilige Zufluchtsstätte, und ließen sogar durch einen Knecht mit Fuhrwerk unsere Effekten aus dem „Schwert“ in Zürich abholen. Bald waren wir hier wie zu Hause, denn die liebenswürdige Gräfin bot alles auf, uns den Aufenthalt bei ihnen so angenehm wie möglich zu machen.

Hier wurden wir nun auch mit dem Professor Kaspar Orelli von Zürich bekannt, der eben seine Stelle an der Churer

Kantonsschule niedergelegt und eine Professur am Zürcher Gymnasium angenommen hatte. Er war in der gräflichen Familie wie daheim, und mit Röder, den er dem bündnerischen Erziehungsrat als seinen Nachfolger empfohlen hatte, ganz vertraut. Wir fanden in ihm nicht nur einen Mann von ausgezeichneter Bildung und einen tüchtigen Philologen, sondern auch einen vollkommen freisinnigen, für Menschenrechte und besonders für sein schweizerisches Vaterland begeisterten Mann, mit dem wir sehr bald sympathisierten. Da man ihn in Chur sehr ungern hatte scheiden sehen, er aber dennoch bei der Erziehungsbehörde in großem Ansehen stand, so schrieb er nun auch an dieselbe, da gerade noch eine Stelle durch den Wegzug eines Lehrers vakant geworden war, und empfahl Karl Follen für dieselbe. Auch regte er die Idee für die Einführung des Turnens an, was die Veranlassung wurde, daß ich im Frühjahr 1821 einen Ruf an die Kantonsschule in Chur erhielt, als die Schülerzahl sich so vermehrt hatte, daß noch ein weiterer Lehrer angestellt werden mußte.

Um mir aber einstweilen Beschäftigung zu verschaffen, schrieb der Graf an Herrn Fellenberg, daß er Gelegenheit habe, einen gebildeten Turnlehrer für seine Anstalt zu akquirieren, der zugleich auch Unterricht in wissenschaftlichen Zweigen erteilen könne. So wurde ich nach Hofwyl berufen, wo ich das deutsche Turnen einführte und zugleich eine Klasse angewiesen erhielt, die ich im Lateinischen, Deutschen und, weil sie aus lauter Deutschen bestand, auch in deutscher Geschichte unterrichtete. Da ich täglich auch drei Stunden Turnunterricht erteilen mußte, weil der für seine Zöglinge sehr besorgte Herr Fellenberg mir immer nur die Schüler einer Klasse anvertrauen wollte, so war ich hinlänglich beschäftigt, gab aber dennoch dem mir lieb gewordenen biedern Wehrli, dem später für die Armenerziehung so wohlthätig wirkenden Mann, der zuletzt noch dem Lehrerseminar in Kreuzlingen würdig vorstand, Anweisung im Turnen, damit er dasselbe mit den Schülern der Armenanstalt, die Herrn Fellenbergs Wohltätigkeitsinn auf eigene Kosten errichtet hatte, praktizieren könne.

Ich verlebte in Hofwyl sehr angenehme Tage, trat mit mehreren Lehrern in freundschaftliche Verhältnisse, und was mich besonders anmutigte, war das Zusammentreffen mit einem mir lieben Turnschüler von Tübingen, der als Lehrer in das Institut berufen worden war. Es war dies gerade die Zeit der schönsten Blüte der

Fellenbergischen Anstalt, und ich lernte hier manche Einrichtungen kennen und schätzen, die mir später sehr wohl kamen. Doch lange war meines Bleibens in Hofwyl nicht. Schon im nächsten Hornung erhielt ich den Ruf an die Kantonsschule in Chur und trat zu Ostern daselbst meine Stelle an. Außer Turnen und Exerzieren (die Kantonsschüler bildeten nämlich ein Kadettenkorps) wurde mir der Unterricht in Geographie, alter Geschichte und deutscher Sprache und Literatur in einer obern Klasse anvertraut.

Natürlich schloß ich mich enger an Follen und Röder an, wurde aber auch bald mit den Professoren Tester und Decarisch (Otto de Carisch) vertraut. Wilhelm Snell, der mit Röder und Follen auch nach Chur gezogen war, hatte indessen einen Ruf als Professor der Rechte an die Universität Basel erhalten und war dorthin übergesiedelt.

Ich nahm im gleichen Haus, wo Röder wohnte, nämlich bei Oberzunftmeister Jecklin Quartier und teilte daselbst mit Röder das gemeinschaftliche Studierzimmer. Am frühen Morgen, meist schon um 5 Uhr, standen wir auf, bereiteten selbst mit einer Maschine unsern Kaffee. Wenn's kalt war, heizten wir auch selbst unsern Ofen, denn wir hatten das Brennmaterial selbst angeschafft, und Brot ließen wir vom Bäcker holen. Mittags gingen wir in ein Kosthaus, wo auch Follen und Decarisch zu Mittag speisten, und abends trafen wir auch gewöhnlich mit dem verheirateten Professor Tester in irgendeiner Kneipe zusammen und nahmen daselbst nebst einem Glas Wein ein sehr frugales Nachtessen, oft nur Käse und Brot.

So lebten wir äußerst sparsam, denn unsere Besoldungen waren keine glänzenden. Tausend Bündner Gulden = 800 Reichsgulden, also etwa 1700 Fr. Der einzelne konnte freilich damals damit ganz ordentlich leben und selbst einen dürftigen Hausstand gründen. An Mäßigkeit und Entbehrungen gewöhnt, schlugen wir uns gut durch, und ich konnte sogar meine gute Mutter noch unterstützen, die meinen Bruder Christian in Jena, und Bernhard und den jüngsten Bruder Fritz zu erhalten hatte. Aber schon zu Ostern 1822 verheiratete sich Röder mit einer Tochter aus seiner Heimat, einer alten Liebschaft aus der Gymnasialzeit. Dies machte auch mich an, einen Hausstand zu gründen; denn ich hielt meine Stellung gesichert, und da ich in sehr freundliche Verhältnisse mit meinem Hausherrn und seiner Familie getreten war und ich eine

der Töchter gerne sah und diese mir auch immer sehr freundlich entgegenkam, so faßte ich ein Herz, beim alten Herrn Jecklin um seine Tochter zu werben, und da dieser schon bemerkt hatte, daß die Tochter mir zugeneigt war, so erhielt ich von ihm und seiner Gattin die Zusage. Wir bekamen eine ganz gute Ausstattung, auch einige Tausend Gulden bares Geld, mußten aber ein Logis außer dem Haus mieten, weil einer der Söhne, der das Geschäft des Vaters übernehmen sollte, sich verheiratete und für drei Familien nicht hinlänglich Platz im Hause war.

Hier muß ich aber noch eines nicht sehr angenehmen Vorfalles erwähnen, der für mich hätte verhängnisvoll werden können, nicht weil meine Ehre, sondern meine Stellung als Lehrer dabei auf dem Spiel stand. Es war kurz vor meiner Hochzeit, daß ich an einem Sonntag nachmittag mit meinen Kadetten zu den gewöhnlichen Übungen ausgezogen war. Drei Offiziere, die in fremden Kriegsdiensten gestanden hatten, schauten den Übungen zu, und da vielleicht mein Unterricht nicht so gamaschenmäßig sich zeigte, wie sie in ihren Garnisonen gewohnt gewesen waren, wo sie vor ihren gnädigen Majestäten mit der größten Präzision die Gewehre hatten präsentieren lassen müssen, vielleicht aber auch aus Neid, daß nicht einem von ihnen der Unterricht der Kadetten anvertraut worden war, der einige Hundert Gulden eingebracht hätte, wie es vor meinem Eintritt der Fall war, so äußerten sie sich am Abend in einer Wirtschaft sehr wegwerfend über mein Exerzieren. Dies kam zu den Ohren meiner ältern Schüler, die es mir mitteilten. Ich sagte ihnen, sie sollen sich um diese neidischen Menschen, die ihr Fell an Monarchen verkauft hätten, nicht kümmern; mein Zweck sei eben nicht pedantischer Paradedienst, sondern Manövrierfähigkeit besonders im Tirailieren und Trefffähigkeit im Schießen. Wir erhielten nämlich so oft Munition aus dem Zeughaus, als ich es verlangte. Mein im Unmut ausgesprochener Ausdruck: „die ihr Fell verkauft hätten“, der allerdings in meinem Gemüt begründet war, weil ich es im Innersten meines Herzens haßte, daß die schweizerischen Republikaner sich zu Werkzeugen der Despoten machten und diese in den Stand setzten, die nach Freiheit ringenden Völker niederzuhalten (erst 25 Jahre später wälzte die Schweiz diese Schmach von sich ab), veranlaßte eine Herausforderung, und wenn ich mich nicht vor ihre Klinge stelle, so erklären sie mich für einen feigen Schuft. Ich

war genötigt, die Forderung anzunehmen. Es war am darauffolgenden Samstag, wo ich einen meiner Schwäger, der bündnerischer Scharfschützenhauptmann war, zu den drei Offizieren schickte mit der Erklärung, daß ich ihre Herausforderung annehme und daß mein Schwager als mein Sekundant beauftragt sei, die Waffe, Hieb oder Stoß, und Tag, Stunde und Ort mit ihnen zu verabreden. Der folgende Mittwoch wurde als Tag festgesetzt und der Stoßdegen als Waffe bestimmt.

Am Sonntag nun traf es sich, daß zwei französische Fechtmeister in der damaligen Sommerwirtschaft zum „Grünenberg“ ein sogenanntes Assaut gaben. Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, mehrere meiner Kollegen, ich selbst und auch die drei Offiziere waren zugegen. Die Fechtmeister eröffneten ihr Assaut nach französischer Manier mit viel Grazie und Zeremoniell und fochten dann mit viel Gewandtheit sehr schön, so daß man ihnen allgemein Beifall zollte. Nach einer Pause ging nun einer der Fechtmeister mit dem Fleuret oder Rapier herum und forderte irgendeinen der Gäste auf, mit ihm einen Gang zu machen. Niemand getraute sich, als er aber zu mir kam, drängten mich meine Kollegen, einen Gang zu machen, da sie wußten, daß ich ein guter Fechter war. Wir traten auf die Mensur, und nach einigem Geplänkel, bei dem es mir gelungen war, die raschen Ausfälle meines Gegners zu parieren, gelang es mir bei einem neuen Ausfall, seine Klinge mit einer sogenannten Legate so zu fassen, daß sein Rapier weit fort flog und der Knopf des meinigen sofort fest auf der Brust des Wehrlosen saß. Das Publikum konnte die Beifallsbezeugungen kaum unterdrücken. Das ärgerte die Fechtmeister, und der zweite forderte mich nun auf und wollte die französische Ehre retten. Aber wie vorsichtig, gewandt und blitzschnell er seine Attacken machte, sie wurden alle von mir pariert und es dauerte nicht mehr lange, so traf ihn das gleiche Schicksal wie seinen Kollegen. Aus Schonung gegen die fremden Fechtmeister enthielt man sich der Beifallsbezeugung, diese aber erklärten mit französischem Anstand, daß sie meine Meisterschaft im Fechten anerkennen.

Mein Sekundant mußte nächsten Tags zu den drei Offizieren gehen, um den Ausgleich der Waffen mit ihnen abzumachen, und da ihm wegen der nahe bevorstehenden Hochzeit mit seiner Schwester das Duell gar nicht recht lag, begann er von dem gestrigen Auftritt im Grünenberg zu sprechen und stellte ihnen vor, was für

einen gefährlichen Gegner sie haben; es sei gewiß besser, man suche die Sache, die für beide Parteien höchst unangenehme Folgen haben könnte, auszugleichen. Die Offiziere waren dazu bereit, wenn ich den Ausdruck „Fell verkaufen“ als im Unmut ausgesprochen zurücknehme. Aus Rücksicht gegen meinen Schwager und meine Braut gab ich meine Einwilligung, denn die Geschichte hätte mir meine Stellung als Lehrer kosten können.

Mein Bruder Christian hatte unterdessen seine Studien in Jena absolviert, sein juristisches Examen abgelegt und sofort eine Stelle beim Kriminalgerichtshof in Eisenach erhalten, und eine weitere Erleichterung gewährte ich der Mutter dadurch, daß ich meinen nun heranwachsenden Bruder Bernhard nach Chur nahm, wo ich ihn die Kantonsschule besuchen ließ.

Inzwischen war ein alter lieber Freund von mir, namens Wetzels von Gera, der Mitglied der Burschenschaft in Jena gewesen war und Theologie studiert hatte, als politischer Flüchtling nach Chur gekommen und hatte mich dort aufgesucht. Da er ein talentvoller, sehr gut gebildeter Mann und auch ein guter Redner war, so wurde er bald bei allen meinen Freunden und Bekannten beliebt und wir suchten ihm eine Pfarrei zu verschaffen und empfahlen ihn vorläufig dem Oberstpfarrer von Chur. Dieser gestattete ihm auch einige Male, zu predigen, und seine Predigten wurden vom Publikum sehr beifällig aufgenommen; aber der zweite Stadtpfarrer, der ein eingefleischter Orthodox war, hatte einer seiner Predigten angewohnt und dieselbe zu freisinnig gefunden, wodurch sofort unser Bestreben vereitelt wurde, denn dieser zweite Pfarrer hatte einen großen Einfluß bei der Synode, die aus lauter Geistlichen nach dem alten Schrot und Korn bestellt war.

Ich selbst kam mit dem gleichen Pfarrer auch einmal in Konflikt. Er war nämlich zugleich Religionslehrer an der Kantonsschule und hatte erfahren, daß ich in meinen Vorträgen über alte Geschichte die Könige David und Salomo, die dem orthodoxen Herrn als heilige Personen galten, mit ihren menschlichen Schwächen geschildert hatte, wie ich es aus der Bibel selbst ersah und, durch Luden angeregt, es für Pflicht hielt, in allem die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen. Der Herr Pfarrer wollte mich dafür koramieren. Ich aber entgegnete ihm entschieden, daß ich von dem, was ich gesagt habe, keine Silbe zurücknehme. Dabei hatte die Sache einstweilen ihr Bewenden. Meine Kollegen gaben

mir recht, aber dem Herrn Pfarrer blieb ein Stachel im Herzen, den er einem pietistischen Mitglied der Erziehungsbehörde offenbaren mußte, was zwar damals keine besonderen Folgen für mich hatte, aber später ohne Zweifel zu meiner Entfernung von Chur mit beigetragen hat. Seinen Namen nenne ich nicht aus Achtung für einen seiner Söhne, der jetzt zu den eifrigen Reformpfarrern gehört, während ein Bruder von ihm in die Fußtapfen seines Vaters getreten ist.

Wir waren durch einen unserer älteren Schüler, einem sehr wackern jungen Mann namens Rudolf Brosi von Klosters im Prätigau (er ist erst voriges Jahr als alt-Bundeslandammann gestorben), mit einem Landammann Hitz (Großvater des jetzigen schweizerischen Generalkonsuls in Washington) vom gleichen Ort bekannt geworden, und da gerade eine Lehrerstelle an der Gemeindeschule in Klosters erledigt war, empfahlen wir ihm unsern Freund Wetzel für die Stelle, denn dieser wollte lieber sich jeder Arbeit unterziehen, als in Chur müßig liegen. Er erhielt die Stelle. Aber kaum hatte er dieselbe ein halbes Jahr bekleidet, so wurde er vom Ortsschulrat schon wieder entlassen, weil, als einmal in der Gemeinde und unter der Schuljugend die Rede ging, daß an einem der letzten Abende der leibhaftige Teufel einen Besuch in einem Haus im Dorf abgestattet habe, er den Schülern sagte, sie sollen nicht solche närrische Sachen glauben, denn es gebe gar keinen persönlichen Teufel, das sei nur Einbildung, da war sein Urteil bei der Gemeinde gefällt, denn die Ablehnung des Teufels war ein gleiches Verbrechen wie die Ablehnung Gottes. Er wurde sofort seiner Stelle entlassen. Herr Landammann Hitz aber hatte den Wetzel schätzen gelernt und da Herr Hitz gerade zu dieser Zeit den Betrieb eines silberhaltigen Bleibergwerks im Scarltal übernahm, einem ganz abgelegenen, bis an die Tiroler Grenze sich erstreckenden, fast menschenleeren Seitental, an dessen Ende die zum Bergbau nötigen und zur Wohnung des Direktors erforderlichen Gebäude standen, so engagierte er meinen Freund Wetzel als Hauslehrer für seine Kinder, und so zog Wetzel mit ihm ins Scarltal.

In Chur waren wir auch mit einem sehr interessanten kleinen, aber sehr geistreichen Männchen, aber geschulten Advokaten namens de Prati, vom Gardasee stammend, bekannt geworden. Er hatte als Mitglied des weitverbreiteten geheimen Bundes der

Carbonari, der alle Klassen der italienischen Gesellschaft umfaßte, sich aus Italien flüchten müssen und sich in Chur niedergelassen. Er logierte mit seiner Frau im Hause des Obersten Bauer, dessen Gattin eine natürliche Tochter des Großherzogs von Weimar war, die ihre Jugend in Eisenach verlebt und mich dort als Gymnasiast gut gekannt hatte. Ich besuchte sie, wurde bald in der Familie bekannt, und die Frau Oberst war recht erfreut, jemand in der Nähe zu haben, mit dem sie über ihre alte Heimat plaudern konnte. So wurde ich auch mit de Prati bekannt, der sehr gut deutsch sprach und den ich in unsern Lehrerkreis einführte.

De Prati stand fortwährend noch mit seinen alten Freunden und Bundesbrüdern in Italien in Korrespondenz, und als eine Abteilung der Carbonari in Bologna eine republikanische zweite Schilderhebung beschlossen hatte (die erste von 1821 war durch österreichische Truppen niedergeschlagen worden) und wirklich die Revolutionsfahne aufgepflanzt hatte, machte sich auch de Prati dahin auf in Begleitung von zwei württembergischen Flüchtlingen namens Bardili und Biber, die als Mitglieder der noch im geheimen fortbestehenden Burschenschaft in Tübingen entdeckt und der Gefangenschaft auf dem Hohen Asperg, auf dem viele meiner Bekannten im Kerker jahrelang schmachten mußten, entgangen waren. Der Aufstand in Bologna schlug aber wiederum fehl, noch bevor unsere drei Abenteurer die Stadt erreicht hatten; sie kamen mit einer ganzen Anzahl italienischer Professoren, die am Aufstand beteiligt gewesen waren und sich nun zu flüchten suchten, nach Chur. Wir Professoren nahmen die Professoren gastfreundlich auf. Das war den Argusaugen des überall spionierenden Metternich, der schon längst seine Bedenken über die Aufnahme der „Demagogen“ de Prati, Snell, Follen und Völker der bündnerischen Regierung hatte mitteilen lassen, nicht entgangen, und er ließ durch den Vorort eine ernste Note an die bündnerische Regierung für unsere Ausweisung richten. Wirklich mußten nun auch de Prati und die italienischen Professoren Graubünden verlassen. Snell war schon längst als Professor der Rechte in Basel habilitiert. Follen, der mit dem Direktor der Kantonsschule*, der ihm nicht liberal genug war, in Häkeleien wegen der Schulorganisation geraten war, folgte demselben nach Basel und etablierte sich da-

* Luzius Hold, Rektor der evang. Kantonsschule 1815—1850.

selbst als Privatdozent. Bibers war keine Erwähnung geschehen, und Bardili hatte sich sofort nach Frankreich und von dort nach Amerika begeben. Ich selbst wurde vor den Kleinen Rat zitiert, der mir ankündigte, daß, wenn ich noch ferner mich mit der Revolutionspropaganda einlasse, man sich genötigt sehen werde, mir den Laufpaß zu geben. De Prati hatte sich nach England geflüchtet, in London einige seiner alten Bekannten getroffen und verschaffte sich daselbst seinen Unterhalt durch italienischen Unterricht. Dem Biber hatten wir eine Stelle als Hauslehrer in einer angesehenen Familie in Maienfeld verschafft. Röder, der schon vor dem Wartburgfest Jena verlassen hatte, blieb in der ganzen Geschichte unbehelligt.

Unser Wirken an der Kantonsschule Bündens, das damals trotz der demokratischen Organisation stark unter dem Einfluß der Magnaten stand, war ein sehr segensreiches. Was mich besonders betraf, so suchte ich nicht nur in meinen Geschichtsvorträgen dasjenige hervorzuheben, was ein Volk groß machte, sondern auch das klar auseinanderzusetzen, was der Grund seines Verfalles wurde (wie ich's von meinem hochverehrten Lehrer Luden in Jena gelernt hatte), und meinen Turnern sagte ich, daß sie den Jahn'schen Turnspruch: „Frisch, frei, froh, fromm“, der unsere Herzen im Kampf für Recht, Freiheit und Unabhängigkeit von fremder Herrschaft gestählt und uns wie ein Talisman auf unserm Lebensweg begleitet habe, ebenfalls treu bewahren sollten.

Wiederholte Turnfahrten in verschiedene Teile des Kantons und auch über seine Grenzen hinaus gewährten meinen Turnern große Freude und manche Belehrung zugleich. So unternahm ich es einmal, mit ihnen (etwa 140 jungen Leuten verschiedenen Alters) nach Ragaz und ins Bad Pfäfers zu ziehen und von hier es zu wagen, sie durch die lange und schaurige Felsenschlucht zur Quelle zu führen. Es war dies kein kleines Unternehmen; denn wie leicht konnte einer ausgleiten auf dem schlüpfrigen, kaum mehr als 20 cm breiten Steg über der unten tosenden Tamina, damals noch ohne Geländer oder irgendeinen Anhaltspunkt, wo an keine Rettung mehr zu denken war, wenn einer von ihnen in den wilden Strudnel hinabstürzte. Auf mir lastete die ganze Verantwortlichkeit. Ich brachte die Schar in vier Abteilungen und stellte die Jüngern unter den Schutz oder eigentlich nur Mahnungen der Ältern, denn von Schutz gewähren konnte kaum die Rede sein.

Unter vier Malen begleitete ich selbst jede Abteilung, und das Unternehmen lief glücklich ab, wofür ich Gott im stillen dankte. Vom Bad Pfäfers stiegen wir dann den steilen Bergabhang hinan und steuerten Vättis zu, wo wir äußerst dürftige Quartiere fanden und auf Streue oder Heuställen übernachten mußten. Nächsten Tags gingen wir über den Kunkelspaß, auf dessen Weg sich der steile Felsenabhang des Kalanda in seiner Riesengröße zeigt. Von der Höhe des Kunkelspasses ging es dann fast im Laufschrift über den holprigen Weg nach dem freundlichen Dorf Tamins hinab und von hier nach Reichenau, wo uns der Herr v. Planta gastfreundlich empfing und uns, nachdem er uns durch einfache Speise und ein gutes Glas Wein erfrischt hatte, in seinen schönen Gartenanlagen oberhalb dem Zusammenfluß des Vorder- und Hinterreins herumführte, dann uns im Schloß das Zimmer zeigte, das Louis Philipp, nachmaliger König von Frankreich, inne hatte, der gegen Ende der neunziger Jahre in dem hier gegründeten Erziehungsinstitut als Lehrer der französischen Sprache ein Asyl fand und mit seinem damaligen Kollegen Heinr. Zschokke die Jugend der wohlhabenden bündnerischen Familien unterrichtete.

Die letzte denkwürdige Turnfahrt mit meinen lieben Schülern, an der auch fast alle Lehrer der Kantonsschule und der Stadtschule sowie auch viele Bürger teilnahmen, war die nach Truns, wo bei dem alten Ahorn das 400jährige Jubiläum des Obern Bundes gefeiert wurde.

Nach der Auflösung der Burschenschaften auf allen deutschen Universitäten war aber doch noch trotz allen despotischen Verfahrens der Reaktionäre ein freisinniges und patriotisches Samenkorn in der Brust der Jugend geblieben und hatte sie angetrieben, nun im geheimen den sogenannten „Jugendbund“ mit gleichem Zweck wie die Burschenschaft zu gründen. Dieser jenaische Jugendbund nun schickte im Frühjahr 1824 eines seiner Mitglieder namens Sprewitz nach der Schweiz zu Follen in Basel und zu mir nach Chur mit dem Auftrag, uns zu ersuchen, ihnen mit Rat an die Hand zu gehen, da die freisinnigen Professoren entweder von Jena fortgewiesen, eingeschüchtert oder sonst mundtot gemacht seien und die Studenten nun gleichsam verwaist stehen. Sowohl Follen wie ich versprachen ihm, unser möglichstes zu tun, ihren Zweck zu fördern und auch andere flüchtige deutsche Männer mit uns zu vereinigen, um ihnen möglichst kräftig an die Hand zu gehen und

den letzten Funken patriotischen Gefühls nicht verlöschen zu lassen. Bei seiner Rückkehr nach Jena mag dann Sprewitz nicht vorsichtig genug über das Resultat seiner Mission sich geäußert haben oder die jungen Leute des Jugendbundes mögen in ihrer großen Freude über den zugesagten Beistand eines „Männerbundes“ unüberlegte Äußerungen gemacht haben, kurz, die Metternich'sche Spürnase entdeckte den geheimen Jugendbund, nahm Sprewitz in strenges Verhör, und dieser war schwach genug, von den Drohungen sich einschüchtern zu lassen und seine Mission an Völker und Follen und deren Zusage zur Stiftung eines mitwirkenden Männerbundes einzugestehen. Sofort wurde nun vom deutschen Bundesrat meine und Follens Auslieferung vom schweizerischen Vorort verlangt. Dieser war willfährig genug, zwar nicht die Verhaftung und Auslieferung von den betreffenden Kantonen zu verlangen, wohl aber ihre Ausweisung aus der Schweiz.

Das Veltlin war früher Untertanenland von Graubünden, aber wegen der drückenden Verwaltung der Podestas kündete es der Regierung Graubündens den Gehorsam auf und wurde von Bonaparte der zisalpinischen Republik einverleibt, ohne den Bündnern für ihre recht- oder unrechtmäßig erworbenen Güter und Besitzungen im Lande irgendwelche Entschädigung zuzugestehen. Nach Napoleons Sturz nahm nun Östreich Besitz vom Veltlin und es bildete einen Teil des lombardisch-venetianischen Königreichs unter österreichischer Herrschaft. Nun begehrten die bündnerischen Familien, welche noch Ansprüche auf jene Besitzungen machten, eine Vergütung für diese Konfiskationen oder Confisca, wie man sie kurz nannte, von der österreichischen Regierung. Bei einer angeordneten Konferenz nun zwischen österreichischen und bündnerischen Delegierten sollen sich die erstern dahin geäußert haben, daß man sich mit den Bündnern, die den Östreich so feindlichen, mit den Carbonari konspirierenden deutschen Demagogen solchen Unterschweif gewähren, in gar keine Unterhandlungen einlassen sollte. Dies hatte schon damals keinen uns günstigen Eindruck auf die leitenden und zugleich interessierten Persönlichkeiten gemacht, und man war daher um so eher bereit, meine sofortige Ausweisung zu verfügen, die freilich bei dem damaligen politischen Verhältnis der Schweiz dem Ausland und besonders dem allmächtigen Metternich gegenüber jedenfalls verfügt worden wäre.

Mein Bruder Bernhard, der zwar als Kantonsschüler recht gute

Fortschritte machte und bald für die Universität reif gewesen wäre, mußte notwendig von einer wissenschaftlichen Laufbahn absteigen; denn mit meinem spärlichen Einkommen war es mir nicht möglich, wie gern ich es getan hätte, ihn die Universität beziehen zu lassen. Da bot sich nun bei einem mir befreundeten Kaufmann in Chur die Gelegenheit, daß er als Schreiber in dessen Comptoir eine bescheidene Stelle erhielt, in der er aber doch zugleich auch in das kaufmännische Geschäft eingeführt wurde, so daß er sich später wie mancher andere junge Mann seinen Weg zu einer anständigen Existenz hatte bahnen können. Er trat diese Schreiberstelle an, kaum sechs Wochen, bevor ich Chur verlassen mußte.

Karl Follen steuerte sofort Amerika zu, erwarb sich zuerst seinen Lebensunterhalt durch Unterricht in der deutschen Sprache, wurde aber bald als Professor des römischen Rechts an der Universität Cambridge bei Boston angestellt und erhielt später einen Ruf als unitarischer Prediger in Neuyork, in welcher Stellung er dem deutschen Namen große Anerkennung verschaffte. Im Jahr 1841 wollte er die Eltern seiner Frau, die in Boston wohnten, besuchen. Das Dampfschiff, auf dem er sich einschiffte, hatte ein großes Quantum Baumwolle geladen, geriet in Brand und den Passagieren blieb nur die Wahl zwischen dem Feuer- oder dem Wassertod. Der edle Mann wählte natürlich den letztern. Ein Sohn von ihm, ein geistreicher junger Mann, der die Berliner Universität besuchen wollte, kam vor etwa 30 Jahren zu mir nach Heerbrugg, um mich, von dem ihm sein seliger Vater so viel Liebes erzählt habe, persönlich kennenzulernen.

Immer noch hoffend, daß sich nach einiger Zeit der Sturm legen und die Gewalttätigkeit der Reaktionspartei, welche die edelsten Männer wie gemeine Verbrecher behandelte, unmöglich lange fortbestehen könne, dachte ich darüber nach, wo ich mich in irgendeinem Winkel der Schweiz versteckt halten könne. Da kam mir mein Freund Wetzler in dem ganz abgelegenen Scarltal in den Sinn. Noch in derselben Nacht machte ich mich mit einem Schwager dahin auf. Wir gingen durchs Schanfigg, über den Strela nach Davos, wo wir uns in einem kleinen Wirtshaus im Dörfli ein wenig erfrischten und erholten und dann dem Flüelapaß zueilten, von hier ins Engadin hinabstiegen, in einer armseligen Kneipe in Lavin übernachteten, den nächsten Tag Schuls zueilten, von da ins Scarltal einbogen und noch vor Nacht in dem geräumigen Wohnhaus

des Herrn Hitz eintrafen, der über unser Erscheinen nicht wenig erstaunt war, aber uns äußerst gastfreundlich aufnahm. Bald erschien auch Freund Wetzel. Pläne wurden nun besprochen, und Herr Hitz machte sofort den Vorschlag, daß ich mich als deutscher Bergknappe seinen Arbeitern präsentieren sollte, holte sofort eine Bergmannsuniform, die er für sich selbst hatte machen lassen, und legte sie mir an, und mir wurde der deutsche Name Karl Henkel beigelegt. Der Sohn des Herrn Landammann Hitz, ein gelernter Bergmann, gab mir mancherlei Verhaltensregeln und Anweisungen, führte mich in die Gänge und Schachte ein, machte mich bekannt mit der Behandlung der Erze im Poch- und Waschwerk und in der Schmelze, so daß ich wenigstens bei den Arbeitern nicht als gänzlicher Ignorant im Hüttenbau erscheinen mußte. Was mir aber bald eine selbständige Beschäftigung gewährte, war die Anlegung einer Fahrstraße von den Minen nach dem Hauptgebäude, in dessen Nähe Poche, Waschwerk und Schmelze lag. Diese Straße war schon längst beabsichtigt; denn nur mit großem Zeit- und Kraftaufwand hatten die Erze herbeigeschafft werden können. Aber es hatte an jemandem gefehlt, der den Bau der Straße übernahm, weil der alte Herr Hitz die Buchführung und der junge die ganze Leitung des Bergbaues zu besorgen hatte. So kam ich ihnen noch ganz erwünscht, da ich mit Hilfe meiner geometrischen Kenntnisse bald ein ganz gutes Trasse ausfindig machte und dann durch Anweisung gedungener Arbeiter und mit ihrer Hilfe die Fahrstraße zur großen Zufriedenheit der Herren Hitz erstellte, die sie mir zum Andenken die *Karlsstraße* nannten.

Bald aber wurde ein Strich durch meine Rechnung gemacht. Die Regierung hatte Wind von meinem Aufenthalt im Scarltal erhalten. Der Kanzleidirektor (Wredow), der mir gut befreundet war, teilte dies sofort meinem Schwager mit, und dieser schrieb auf der Stelle an Wetzel, mich zu warnen und an Flucht zu denken, wenn ich nicht durch die Polizei festgenommen werden wolle. Ich packte auf, Wetzel und ein Packträger begleiteten mich. Von Schulsing's den Inn aufwärts nach Zernez, wo wir übernachteten und am andern Morgen einen Führer nahmen, der uns über den Scaletta- paß nach Davos bringen sollte. Die Jahreszeit war für Bergtouren schon weit vorgerückt, fast Mitte November, und gerade an diesem Tag kam ein starker Schneesturm über die Berge. Dennoch machten wir uns auf den Weg. Aber wir mochten noch etwa $\frac{3}{4}$

Stunden Wegs von der Höhe des Passes entfernt sein, da begann der Sturm so zu rasen, daß wir kein Auge mehr öffnen konnten und der eisige Wind uns ganz erstarren machte und wir endlich alle vier zusammentraten und mit Schrecken unsere vom Frost entstellten Gesichter betrachteten. Der Führer, ein gewohnter Bergsteiger, erklärte, daß wir umkehren oder umkommen müssen. Natürlich wurde das erstere beschlossen. Wir kamen heil wieder hinab und steuerten nun Ponte zu, wo wir übernachten mußten. Am andern Morgen nahmen wir dort einen neuen Führer, der uns über den Albulapaß bringen sollte. Das Wetter hatte sich gebessert; aber von der Höhe des Passes bis zum Wirtshaus hatten wir uns stundenlang durch den tiefen Schnee zu arbeiten, der oft bis unter die Arme reichte. Vom Wirtshaus abwärts besserte sich der Weg und wir langten in Alvaneu an, wo wir übernachteten, des folgenden Tags über Brienz Parpan zusteuerten und am Abend meinen Schwager daselbst trafen, der mir bis dorthin entgegengekommen war, mich von dort nachts nach Chur führte und mit einem Paß, auf seinen Namen ausgestellt, nachts noch über die Grenze brachte. Nach fast herzerreißendem Abschied von meiner teuren Gattin fuhren wir Ragaz zu. Nach eingenommenem Frühstück steuerte ich dann allein Walenstadt zu, fuhr mit einem Kahn in trauriger Stimmung über den See nach Weesen und eilte dann Rapperswil zu, wo ich wieder einen Nachen bestieg und nach Zürich fuhr. Um keinen Verdacht zu erregen, war ich nicht beim Grafen Benzel Sternau eingekehrt. Ebenso durfte ich es nicht wagen, bei Orelli in Zürich und bei Hagenauer in Aarau zuzusprechen; denn wenn ich irgendwo durch Nennung meines rechten Namens der Polizei in die Hände gefallen wäre, so wäre wahrscheinlich mein Los besiegelt gewesen. Ich steuerte daher so schnell als möglich Basel zu und von da nach Straßburg. Um von da nach Namur zum Vetter meines Schwiegervaters zu gelangen, mußte ich von hier meinen Weg über Luxemburg nehmen; das damals noch zum Deutschen Bund gehörte und von preußischem und anderm deutschen Militär besetzt war. In dem Gasthof, wo ich einkehrte und übernachtete, traf ich am Abend beim Nachtessen mit einer ziemlichen Anzahl Offiziere zusammen und fürchtete nicht wenig, von einem derselben erkannt zu werden, was aber doch nicht der Fall war, und unbehelligt traf ich in Namur ein. Hier sollte ich mich einige Zeit aufhalten, bis ich Empfehlungen nach London erhalten werde.

Mein Vetter Jecklin hatte hier ein großes Zuckerbäckereigeschäft, wie die meisten Bündner, die im Ausland etabliert waren. Endlich erhielt ich zwei Empfehlungen, die eine an den in der englischen Geschichte berühmt gewordenen Lord Brougham und die andere an einen berühmten Schriftsteller im nationalökonomischen Fach, Sir Jos. Bentham. Damit ausgerüstet, machte ich mich nun auf den Weg über Brüssel nach Ostende, wo ich aber acht Tage liegen bleiben mußte, weil wegen des langanhaltenden Sturmes kein Schiff aus dem Hafen auslaufen konnte, denn Dampfschiffe gab es damals noch nicht. Während dieser Zeit arbeitete ich mich mehrmals durch den gewaltigen Wind bis ans Meergestade, nur um die haushohen Meereswogen zu bewundern, die einander jagten und mit gewaltigem Getöse sich in weißem Schaum überstürzten, wenn sie dem Strand nahten. Eines Tags arbeitete sich auch eine Schar Frauen und Männer mit mir durch den Sturm nach dem Hafen, denn es waren Fischerboote signalisiert worden, die auf den Häringsfang ausgegangen waren und die man schon in dem furchtbaren Orkan untergegangen glaubte. Fünf solch großer Boote, die jetzt hoch auf den Wogen tanzten und dann hinter denselben verschwanden, aber nach kurzer Zeit wieder auftauchten, wußten geschickt dem Hafen zuzusteuern und langten glücklich in demselben an. Die mutigen Schiffer sprangen aufs Land, umarmten schweigend ihre vor Freude weinenden Frauen und gingen dann wieder an ihre Arbeit. Ich selbst mußte aus Rührung über diese Szene Tränen vergießen.

Waffenbezüge der Stadt Bern aus dem Veltlin.

Von Oberrichter Dr. P. W ä b e r , Bern.

Für Bern war das Jahrzehnt 1580—1590 ein unruhiges und gespanntes. 1582/83 sah sich die Stadt veranlaßt, Truppen an den Genfersee zu schicken, einesteils zum Schutze von Genf, anderseits um einem Angriff Savoyens auf die bernische Waadt begegnen zu können. 1586 legten Bern und Zürich eine Besatzung nach Genf. 1587 nahm Bern hervorragenden Anteil an der eidgenössi-